

Die Nähe und die Ferne

Eine sich rasant verändernde Welt ergreift, besonders in letzter Zeit, das Leben jedes Einzelnen. Eindrücke überfluten zunehmend die Sinne, den Geist, den Körper. Bilder über Bilder im Kopf, die Ferne ist nah. Das Atelier ein Ort der Stille und Kontemplation, ein Ort der Mut macht.

Freud hinterließ den schönen Satz: „Jedes spielende Kind benimmt sich wie ein Dichter. Indem es sich seine eigene Welt erschafft oder, richtiger gesagt, die Dinge seiner Welt in eine neue, ihm eigene Ordnung versetzt.“

Meist arbeite ich an Bildern, Zeichnungen und Skulpturen parallel, nicht planmäßig, sondern die Dinge melden sich und wollen gemacht werden. In der Regel ist das Ergebnis anders als das vage Bild. Es geht um die scheinbar einfachen, immer wieder behandelten Themen: Körper, Porträt und Landschaft, die auch stets ein Spiegel der Zeit sind.

Eine oft behandelte Figur ist „Der Wanderer“, als zeitlos wandelnder Weltbetrachter, ein auf der Suche Seiender, der keine beständigen Antworten hat.

Zeichnungen sind eine Reise in die unmittelbare Nähe des Menschen mit Physiognomie, Haut und Hand. Menschlicher Körper, sich schützend und verbergend, etwas berührend, fortschreitend, suchend. Physiognomie als das Verstehen des Fremden im Anderen.

So sehe ich Menschen, die mich unmittelbar berühren, Vertraute und Fremde, wie der merkwürdig schüchtern wirkende junge Mann, dem ich begegne, der sich als Kleinkrimineller entpuppt. Was ist mit ihm geschehen? Beim Zeichnen versuche ich zu verstehen. So auch das verharrende junge Mädchen. Woher kommt die Furcht vor der Welt? („Wohin soll die Reise gehen...?“) Das Porträt als Bild einer Zeit, nicht als Abbild. Der „Kopf“, der „Leib“ als unmittelbarer, universeller Ausdruck des Verhältnisses des Eigenen zur Welt. Der Bruch zum Abbild ist wichtig.

Gleichermaßen suche ich das Gefühl von Weite in der Landschaft oder dem Kosmos von Naturstücken, dem trockenen Graspewirr am Flussufer, dem grauen Himmel über dem stillen See oder dem Sog des schattigen Waldes. Das Unklare der verschwimmenden Weite oder die Nähe der auftauchenden Formationen und Rhythmen von Steinen und Gras. Die Natur als naher, vertrauter und zugleich ferner Ort.

Plastisch arbeiten heißt für mich eine physische Nähe zu Form und Material einzugehen. Ich mag den Geruch des zerstäubten Eisens, die Farben der Metalle, die Arbeit, die mich Geduld gelehrt hat und die spröde, nüchterne Atmosphäre einer Werkstatt für Metall. Es braucht Konzentration. Plastisches Arbeiten schafft im Prozess auch Verunsicherung durch seine räumliche Präsenz. Distanz ist immer wieder wichtig. Hier interessieren mich zunehmend reduzierte, meditative Formen, die an Architektur und Vegetables erinnern oder etwas Wesenhaftes haben, als Meditationsobjekte.

In den letzten Jahren beschäftige ich mich mit Metallgüssen. Sie bieten die Möglichkeit einer differenzierteren plastischen Form und der unmittelbaren Nähe zum menschlichen Körper. So haben mich sakrale und profane mittelalterliche Plastiken inspiriert, Aspekte dieser Figuren in einem gegenwärtigen Kontext zu interpretieren, wie die in Aluminium gegossene Skulptur „Mond“. Ursprung ist die Basis der Darstellungen einer

„Mondsichelmadonna“, im 16. Jahrhundert auch als die „Apokalyptische Madonna“ bezeichnet. „Zwiesprache“, ein kleiner Eisenguss nimmt Bezug auf die Form der „Pietà“, „Das Kleid“ eine Büste aus Aluminium, ist in Anlehnung an die sogenannte „Tylsener Madonna“ entstanden, einer Figur mit einer Öffnung im Brustbereich, die zur Aufbewahrung von Reliquien diente. Was erzählten die Details früher, welche Bedeutung und Funktion hatten sie, was können diese heute erzählen? Detail und Ganzheit, Geschichte und Gegenwart, Nähe und Ferne.

Kunst ist die Kunst der Zwischenzustände. Wer mit allem fertig ist, eine Meinung oder Botschaft oder Programme hat, ist suspekt. Die Vollendung ist ein Albtraum. Dann gibt es kein Erstaunen mehr. Natürlich auch keine Neugier, kein Platz für Irrtümer oder Fehldeutungen. Dann gibt es keine Fragen mehr. Eine Frage, die immer wieder gestellt werden muss lautet: wann wird das Objekt zum Wesen und wann das Wesen zum Objekt. Darüber denken Plastiker mit den Händen nach. Sie erfühlen den Raum, speichern den Raum als emotionale Erfahrung und sind in der beneidenswerten Lage ihre Vorstellungen vom Raum mit ihren Händen Gestalt zu geben. Diese Räume sind beseelt, sonst sind sie nicht. Der Raum ist die Hülle für den Menschen. Menschenleere Räume gibt es nicht. Jeder Mensch ein Universum. Ein Universum aus Muskeln, Fleisch, Knochen, Haaren und Haut - und: aus Seele, Gesten, Arbeit und Posen - und: aus Haltungen wie Anspannung, Erschlaffung, Gelassenheit, Müdigkeit, Erschöpfung, Angst, Glück, Schmerz. Der Mensch als Felsen, als Klumpen, als Haufen, als Held und als Sack, als Gussform. Dem Lehmklumpen muss Leben eingehaucht werden und das funktioniert nur dann, wenn der Betrachter beim Anblick der Skulptur sagt das bin ich oder ein Teil von mir.

Genau das macht Cornelia Weihe. Das sind alles Menschen denen man sich zuwendet. Wie dem nackten kleinen Mann mit dem Rucksack, wobei unklar ist ob das ein Beatmungsgerät oder doch ein Proviantgefäß ist. Wo will der hin oder ist er angekommen am Ziel einer Pilgerreise. Oder der kauern Frau die träumend etwas hält, etwas das wir nicht erkennen können. Offensichtlich keine physisch schwere Last, aber etwas das ihr wichtig ist und behütet wird, etwas das kaum noch seine Form hält und uns präsentiert wird als eine Devotionalie, mit einer Geste zwischen Stolz und Erschöpfung. Die Schutzlosigkeit ist der Schutz.

In den Drahtskulpturen wird das Verwechslungsspiel zum Zickzackweg der Imagination. Die Transparenz der Linienzeichnung blüht auf in drei Dimensionen. Dem Wesen wird ein Raum über den Umweg der Zeichnung gegeben. Das was in Linien abstrahiert ist, wird mit Drähten verschweißt. Das sind schon bei weitem keine Abbilder mehr, sondern mehr Meditationen über Findungsprozesse. Jeder Mensch nimmt Raum ein, jeder Mensch ist ein Raum. Und das alles Fragment bleibt, ist eine Erfahrung die in der Malerei und der Zeichnung von Cornelia Weihe geradezu gefeiert wird. Da wird eine ähnliche Erzähltechnik wie in der Plastik angewandt. Die Personen die sich oft nur schattenhaft im Raum halten sind zart, fragil, verletzlich. Es geht nicht darum ob etwas gut ist, oder gerecht, ob etwa sinnvoll ist. Die Menschen in Farbmassen - alles Variationen über Einsamkeit.

Die Suche nach Orientierung, den Weg nach Hause oder die Suche nach Muscheln. Da vermischt sich alles, Tagträume und Alpträume und Momentaufnahmen deren Sinn dunkel bleibt, die nichts als einen besonderen Augenblick erhellen. Brüche, Risse, Abgeschabtes, rohe Konturen, rasche Skizzen, verworfene Entscheidungen bleiben sichtbar, grobe Farbmassen, transparente Volumen, durchscheinende Hintergründe.

Irgendwann findet das seine Balance, wird Ruhe in das Wirrsal gebracht, und dann leuchtet eine Selbstverständlichkeit auf.

Das ist schlichtweg blanke Malerei.

Rüdiger Giebler

Aus der Rede zur Eröffnung der Ausstellung „Muschelsammler“ in der

Zeitkunstgalerie Halle, Januar 2016